Das schmerzliche Wunder

Ein Buch Verse

von

Else Reicke

Egon Fleischel & Co, Berlin

Das schmerzliche Wunder

Das schmerzliche Wunder

Ein Buch Verse

von

Ilse Reicke



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1914

Ein ſchmerzlich Wunder hat dich mir gegeben,
Und riß von dir mich los, in Qual und Scham,
Und einte leuchtend unſer beider Leben:
Nun bring ich dir, was mein war: Glück und Gram.

Und führen wieder Pfade, ernſt, allein
Mich fort von dir, die deine Sehnſucht kränken:
So iſt's ein Suchen nur, um reich zu ſein,
Um reich zu ſein und dir zu ſchenken!

Das schmerzliche Wunder

Der gleiche Fluch ist's, der den Weg uns weist,
Ein dunkler Vogel, welcher nie ermattend
Zu Häupten uns mit schwarzen Schwingen kreist,
Die lichtgeküßten Stirnen schwer umschattend,

Daß unsre Augen scharf und brennend sehn,
Wohltätig nie vom blanken Strahl geblendet;
Er heißt uns friedlos, rastlos wandernd gehn,
Gen Abend, wo in schwerem Rot der Tag verendet.

Er hockt auf unsrer Brust, wenn wir in Schlaf gebannt,
Und seine Schwere preßt sie bang zusammen,
Er scheucht uns frühe auf, durch morgenfeuchtes Land,
Durch dunkle, schlucht'ge Täler, drin wie Flammen

Der Sünde blutigrote Banner wehn,
Durch donnernd wilde Brandung hochgebäumter Meere,
Durch Gärten, die verschlafen-still im Frühlicht stehn,
Durch eisbewehrter Bergesgipfel blanke Heere, —

Ich aber halte deine Hand und wanke nicht:
Ich liebe dich, ich weiß, ich bin gefeit:
Ich liebe dich, — aus fremder Qual und anderm Leid,
Als alle, denen deine Stimme spricht,

Und die dir treue, gute Sklaven blieben,
Die du beschenkst und die voll Scheu du meidest:
Ich liebe dich, und nur ich kann dich lieben,
Denn ich nur weiß, wie sehr du leidest.

Du bist mein tief und seltsam Saitenspiel,
Mein Freund,
Und wenn dich meine Finger wild geschlagen,
Hart meine Hand in deine Saiten fiel,
Dann hobst du an zu schwingen und zu klagen.

Und meine eiserstarrte Sehnsucht rann
Erlöst
Im lichten Strome deiner Klagen nieder;
Und drohend rührte dunkler Fluch dich an
Und deine Leiden wurden meine Lieder.

Wenn du mich sähst, wie meiner Schönheit Glanz
verfahlt
In böser Stunde, die mit kalten Händen
In meine Züge hohle Schatten malt, —
Du würdest deine Augen von mir wenden.

Sähst du, wie mit geknickten Flügeln elend schleift,
Durch Staub und Schutt, die Sehnsucht, die im
Weiten
Der Wolken Silbersäume einst gestreift, —
Verächtlich würdest du vorüberschreiten.

Und sähest du, wie meiner Liebe Glutenhauch,
Wie ihre lautren Flammen jäh zerstieben,
Und sie sich quält in heißem Qualm und Rauch, —
Wenn du mich sähst,
Du würdest mich — auch dann noch lieben?

Wenn die Frühwinde über die Dächer wehn,
Dann neigen, dann neigen
Sich die Rauchblumen, die über den Schloten stehn.

Sinket die Sonne, rot-golden und blank,
Dann leuchten, dann leuchten
Alle Fensterlein auf vor blitzendem Dank.

Schüttelt die Liebe mein trotziges Herz,
Dann starren, dann starren
All meine Gedanken wie Gitter von Erz.

Wenn ein Freudenschein in die Seele mir bricht,
Dann leuchten, dann leuchten
Meine undankbaren Augen dir nicht.

Ach Liebster, ach Liebster, warum hilfst du mir nicht?
Es schwelet, es schwelet
In schwarzem Rauch meine Lieb und hat kein Licht!

Ach Liebster, ach Liebster, ach blase hinein!
Erlöse, erlöse,
Meine Liebe zu leuchtendem, loderndem Schein,

Meine Liebe, die bitterböse!

Viel drohende Wälder hab ich durchwandert,
Denn weit, weit will ich kommen und habe Eile,
Und zögere nun auf einem Wiesenpfade,
Den ich nicht gehe.

In vielen Städten fand ich schon Einlaß,
Denn weit, weit will ich kommen und habe Eile,
Und mache Halt vor einer kleinen Pforte,
An die ich nicht poche.

Mancherlei Fehden hab ich geführet:
Denn weit, weit will ich kommen zu hohem Ziele,
Und warte, warte bei einem kleinen Worte, —
Das ich nicht spreche.

Sitzt eine verschleierte Frau
An meinem Bett alle Nacht,
Und sie sinnt, und sie spinnt
In Fieberfäden mich sacht.

Flattert ein blauer Traum
Um mein Haupt alle Tag,
Es erhellt mir die Welt
Seiner Flüglein Schlag.

Hängt auch ein dunkler Gram
Über mir Tag und Nacht,
Weil ich ein Herz nicht nahm,
Das man mir heimlich gebracht.

„Wie heißt die verschleierte Frau?“
Mein Freund, die Erinnerung an dich.
„Was ist der blau flatternde Traum?“
Mein Freund, eine Hoffnung für mich.

„Warum trägst du den dunklen Gram?“
Mein Freund, weil mein Herz so verzagt, —
Weil ich dich liebte so lang,
Und es dir, mein Freund, nicht gesagt!

Einsame Kiefernwälder nur schauen
Mit ernstem Blick über flaches Land,
Verschüchterte Erlen und Weiden trauen
Sich bis an des Wassers silbernen Rand.

Über warme Wiesen, vom Heuduft schwer,
Klingt lockendes Kuckuckrufen her,
Auf der fernen Havel die Dampfer tuten
Und die Schwalben schießen durch goldene Gluten.

Ein Dörflein, weiß-rot in die Wiesen gemalt,
Den ernstäugigen Kirchturm vom Lichte umstrahlt,
Knorrige Kiefern auf sandiger Heide
Und Birken im wehenden Frühlingskleide
Ziehen vorüber in stiller Fahrt.
Die alten Zillen, grau und bejahrt
Und mürrisch von Arbeit und Wetter und Not,
Schwimmen träge entgegen dem fernen Ziel,
Und lautlos und leicht wie das Lichterspiel
Auf dem blanken Wasser folgt unser Boot.

Ganz leise durch gläserne Fluten es zieht.
Und am westlichen Himmel, der hinter uns flieht,

Auf den Brücken, vor glühendem Wolkengrunde
Steht die seltsame rote Stunde,
Die Arme voll Rosen, vom Abend beglänzt,
Die mit Heiligenscheinen das Haar euch umkränzt,
Und sie küßt die Gesichter, die seltsam holden,
Mit rotem Glanz sie zu übergolden.

Doch auf dem einen verlor sich ihr Schein
In stärkerem Glühen, und will nicht verblassen,
Und ich schau in zwei strahlende Augen hinein,
In die alles Leuchten des Abends sprang,
Und wünschte, ich könnte mein Leben lang
Wie heute, ins Schlepptau mich nehmen lassen.

Der Frühling schüttelt aus seinen Locken
Weiße, wehende Blütenflocken,
Die fängt der Wind mit den weichen Händen
Und streut sie in lustigem wildem Verschwenden
Weit auf die blauen, leuchtenden Seen,
Wo sehnsüchtige Weiden am Ufer stehn,

Mit Augen, die goldgrüne Schatten durchnachten,
Verwundert ihr eigenes Bildnis betrachten,
Daß die heißen Haare vornüber fallen
Und bis in den lachenden Spiegel wallen. —
Leis schaukelt den Kahn lichtatmende Flut,
Und die Sonnenlichter, voll Übermut
Goldne Ringe und Kronen und Kränze drum malen —

Wie hat sich das Lachen und Minnen und Strahlen
Denn all in deinen Augen gefangen? —
Nun sind wir dem Frühling ins Netz gegangen!
Gib die Hand mir, — das Schilf mit dem Flattersinn,
Das kichert im Winde und sieht nicht hin!

Über uns rauscht durch die Pappeln der Wind,
Doch seiner Schleier schmeichelnder Saum
Streift unsre blühende Wiese kaum,
Die warmer Kleeduft zärtlich durchrinnt.

Tief unten am samtblauen Stromesrand,
Wo in des Himmels leuchtendes Schweigen
Die grauen niedren Rebenhügel steigen,
Müht sich ein Züglein emsig ins Land.

Selige Sonne jauchzt über dem Main,
Der schwere lastende Sommer hält
In den Armen die reife, heiß atmende Welt — —
In den Dörfern schliefen die Glocken ein,

Tuschelnde Blumen nur neigen sich lind,
Und die Sonne gießt uns in offene Hände
Der glühenden Stunden beglückende Spende —
Hoch über uns rauscht in die Welten der Wind.

Tief unten im tätigen Lichte, räuchrig und rot,
Fleißige Häuser zum spiegelnden Strome sich neigen.
Tief unten knirscht die Fabrik unter ragendem Schlot,
Der Arbeit Hämmern durchwirkt unsrer Berghöhen
Schweigen.

Und über die schweren, sehnsuchtsvoll schwellenden
Felder,
Die Sonnenatem mit goldenen Gluten erfüllt,
Wachen verschwiegen und ernst die hügligen Wälder,
Die meerhaft flutende Ferne steigend verhüllt.

Vieltürmige schimmernd-perlmutterne Schlösser gleiten
Weißzackige Wolken vorbei im tiefblauen Glast
Und treiben dahin zu fernen verdämmernden Breiten,
Wo fremder Wind die Zerfließenden stürmisch erfaßt.

Die goldenen Stunden rinnen mit schmeichelndem
Schlag
Zum Westen hinab, in purpurner Lichtflut zu enden,
Und über uns neigt sich der große lichtvolle Tag
Und hält unser schweres Glück in den gütigen Händen.

Fern ragte die Burg und die tönende Stadt,
Die Glocken verstummten im düsteren Dom,
Dein Wort floß sanft vom leuchtenden Blatt,
Die Wellen glitten im ruhvollen Strom.

Golden noch glühten die Hügel ins Land,
Als längst die Sonne im Westen schied,
Die Gräser bebten am Stromesrand,
Unsere Hände einte dein Wort und mein Lied.

Die marmornen Brunnen rauschen noch tief
Im Park
Wo im glühenden Laube das Licht entschlief.

Wir schreiten letzten, verborgenen Gang,
Mein Lieb —
Moderduft schauert die Steige entlang.

Dunkelheit hockt in den Büschen herum,
Da — horch:
Die tröstenden Brunnen werden stumm.

Jede Schale, die überquellend sich gab,
Wird leer, —
Die Flut liegt gefangen in marmornem Grab.

Nur ein letztes Beben, ein zuckendes Spiel
Sagt noch
Welch brausendes Glück in sie niederfiel!

Von schimmernden Laternen bleich umblüht
Geht sacht der Strom durch schlummerndes Gelände.
Die Dämmrung löst uns die verschlungnen Hände,
Der Nachtwind irrt im Felde, — süß und müd.

Der letzte Tag, der uns im Westen schmolz,
Den wir aus trunknem Blick nicht lassen mochten,
Hat Rosen um die Stirnen uns geflochten,
Die tief erglühten, abendlich und stolz.

Im blauen Schattenstaub erstickt das Land.
Die Zeit verrann, aus der wir Glück getrunken,
Wir müssen heim. Und wenn die Nacht gesunken
Trennt uns der Tag. Jetzt gib mir deine Hand,

Daß sie die meine wieder fest umflicht
Im nahen Kampf mit ungekannten Stürmen.
Dort ruht die Stadt. Und über ihren Türmen
Ersteht uns einmal noch ein mildes Licht.

Kann denn ein Sommertag so dunkel sein? —
Um Mittag blinkt aus bunten Läden Lampenschein,
Graugelbe Wolkensäcke lasten schwer,
Stumm, wintertrübe starrt der Straßen Heer.

Im dunsterstickten Park, am schwarzen Teich
Hockt schon die Dämmrung, schwül und bang und bleich,
Und spinnt den tückisch-feuchten Nebelflor,
In dem das letzte Leuchten sich verlor.

Ich weiß: als scheu die kurze Nacht heut ging,
Noch Traum und Tau schwer an den Rosen hing,
Als draußen heut der bleiern graue Tag
Schlaftrunken noch auf feuchten Feldern lag,
Entquoll dem Dunst ein dunkles Morgenrot,
Das blutheiß, kämpfend überm Wald geloht.

Da küßtest du mich noch — ich preßte deine Hand,
Jetzt bist du fort, für Jahre fort, im fremden Land.

Ich wandle durch ein Riesenmeer von Stein . . .
Kann denn ein Sommertag so dunkel sein?

Ein Schwarm von weißen Tauben

Vom heimatlichen Stamm riß es mich los,
Und wehrlos treib ich im Gewog der Winde
Und suche zitternd, wie der starken Linde
Beschwingte feine Frucht, der Erde Schoß,

Um hoch zu wachsen ganz aus eigner Kraft.
Ich weiß nicht, wann ich sinken werde,
Nie sah ich meine neue Erde,
Ich weiß nicht, welcher Sturm mich weiter rafft, —

Weiß nur, daß dich einmal ich find
Nach langem Wehen über Hang und Hügel,
Weiß nur, daß meine blätterfeinen Flügel
Die Schwingen großer Sehnsucht sind.

Ich will dem blanken Tag nicht meine Tränen weihn,
Zu Eis erstarrten sie in seinem scharfen Schein:

Ich berg sie alle in dem Schoß der Nacht,
Wo es sich süß, — wohl wie an deinem Herzen weint,
Und meiner Augen Quellen fließen sacht,
Daß rings ein Leuchten durch das Dunkel scheint

Und matter Perlenglanz von Wand und Decke quillt.
Und vor mir steht und strahlt dein Bild,

Das meiner Tränen heiße Tropfenpracht
Wie schwerer Silberschmuck umrann,
Und nieder sink ich, wirr und unbewacht,
Und bete dich an.

Ich habe gebangt und gebebt bis zuletzt,
Dich einmal, einmal noch wieder zu sehn,
Und muß weiter, von grausamer Stunde gehetzt,
Die ehern zertreten mein glühendes Flehn.

Ich sandte im drängenden Menschenschwarm
Die Blicke ruhelos nach dir aus:
Alle kamen verwundet und arm,
Alle kamen enttäuscht nach Haus.

Und der Zug rast weiter durch jubelndes Land,
Auf den Wiesen flutet das Frühlingslicht —
Dunkle Flecke fallen auf mein Gewand:
Geliebter Liebster, warum kamst du nicht?

O Liebster, Liebster, meine Sehnsucht loht
Und spannt die Flammenarme nach dir aus
Und sucht dich, sucht dich in der Nächte Not
Und streut voll Angst all ihre Glut hinaus,

Daß sie durch Frost und Nebel zu dir dringt
Und dich mit heißem Atemhauche wärmt,
Daß du es fühlst, wie meine Seele schwingt
Und sich ein fiebernd Leben um dich härmt.

Ich sehe nicht der Tage buntes Kleid,
Das schwer gestickt und schillernd meiner harrt;
Nur jedes Zucken meines Herzens schreit
Verzweifelt auf nach deiner Gegenwart!

Ein Vöglein lockte mit lautem Schlag
Heut frühe herbei den zärtlichen Tag,
Und der schüchtern lächelnde Frühling kam mit
Und besiegt den Winter mit singendem Schritt:

Braungrüner Flor umfliegt Wiesen und Rain,
Das Eisgrau der Wasser wird spiegelnder Schein,
Daß über aufblauende Havelseen
Die ersten, blonden Frühlingslichter gehn.
Mit blinkendem Golde und Silber beschuht
Tanzen sie draußen auf flimmernder Flut.

Ein wilder Wind durchwehte die Nacht
Und hat allen Duft mit heimgebracht,
Der die Felder geweckt, hügelauf, hügelab,
Er wirft ihn aus flatternden Schwingen hinab,
Daß die Wälder, die blaß noch und durchsichtig sind
Ein warmes, grünes Erschimmern durchrinnt.

Des Krokus lustig Gelichter hebt bunt
Die heißen Gesichter von märzblassem Grund,
Und ringsum ein Sehnen die Scholle durchbricht,
Die Felder durchflattert das lächelnde Licht,

Und Sonnenfarbe hängt heiß mir am Kleid —
Und da ist es wieder: Du bist ja so weit!

Meiner Felder Frühling umfängt mich wie einst
Und ich weiß nicht einmal, ob du um mich weinst.

Die Fackel des Frühlings ist leuchtend entglommen
Über grauen Wäldern und bleiernen Seen.
Die weichen Maitage werden kommen
Und segnend durch lächelnde Gärten gehn.
Die ersten Schatten umkeimen die Bank,
Wo grüne Dämmerung dicht uns umschlossen,
Wenn der Mittag im grauen Schloßhof sank
Von des Goldregens flimmernden Fäden durchflossen.

Der Sommer wird leuchtend die Erde küssen,
Und du wirst allein
Alle lieben Stätten durchwandeln müssen,
Ich werde dir ferne sein,
Und du gehst mit fremdem Sinnen und anderem Gang
Alle Pfade, wo hell uns der Morgen begegnet,
Wo uns der Mittag aufglühend umschlang
Und die sanften Hände des Abends gesegnet.

Und wenn an der Havelseen blendenden Breiten
Die Kiefernwälder rotleuchtend stehn,
Und alle fremden weißen Segel gleiten
Vorüber dir, die tief im Abendgold zergehn,

Und wenn im letzten zündenden Schein
Glutrote Netze aufs Wasser sich senken,
Wirst du dann, stark und allein,
Meiner gedenken?

Vor meinen Fenstern blauen fremde Breiten
Umsonnter Hügel in das helle Land.
Hart widerhallt von fremder Schuhe Schreiten
Des kahlen Fremdenstübchens weiße Wand.

Die Stunde, die mir keine Menschen rauben,
Die dein ist, hat mich müde hingestreckt,
Und wie ein Schwarm von großen weißen Tauben
Hat deiner Briefe Schar mich ganz bedeckt

Mit weichem, lautlos flüsterndem Gefieder.
Der Zeilen Schnüre banden mir den Sinn,
Und deiner Worte Glut küßt mir die Lider,
Die bebend träumen, daß ich bei dir bin.

Die Burgen starrten trüb und tief
Herab zum wälderdunklen Rhein,
Mit blassen Silbersternen lief
Darüber hin der Sonnenschein.

Die Woge, die wir aufgewühlt,
Die fest an unsre Fahrt sich hing,
War bald vom glatten Strom verspült,
Zergleißte und zerging.

Und weiße Schaumeswölfe nur,
Vom Ufer aufgehetzt,
Verbissen sich in unsre Spur
Von Gischt und Gier zerfetzt.

Der Wind, der von den Hügeln strich,
Fuhr mir mit weicher Hand durchs Haar,
Und deiner, deiner dachte ich,
Der mir so ferne war.

Der Wind, der meinen Mund gestreift,
Fing auf ein unbewachtes Wort,
Und mit ihm zieht und mit ihm schweift
Er, ach, nur weiter von dir fort!

Langglühendes Licht versank schon im West,
Und große, grüne Helle umspannt
Das dämmerungtrunkene, einsame Land.
In steinerner Ruhe stehn Laub und Geäst,

Kein Blättlein bewegt sich, kein Wiesenhalm bebt,
Grausam scharf und schwarz zerschneiden
Die Schattenrisse einsamer Weiden
Den Himmel, der ohne Stern sich erhebt.

Das trostlose Käuzchen ruft immerzu,
Die beiden Kirchen am Himmelsrande
Hocken wie graue Vögel im Sande . . .
Ein Geläut, wie ein Schluchzen,
Erstickt im Nu.

Warmes Gift atmen die Kräuter am Rain,
Nebel dehnt über den Weg sich her,
Schlägt mich in sein Tuch. Und ich bin nichts mehr,
Nur eine menschliche Seele, — allein, allein!

Steinige Straße

Das schielende Zwielicht kriecht unter den Wäldern hervor
Und windet sich um die verfahlende Hecke,
Das Grauen starrt aus zerlumptem Verstecke,
Polypenarme strecken sie aus,
Klettern grinsend an einsamen Mauern empor,
Hocken hoch auf dem bang in den Wäldern gestorbenen Haus.

Wie dort das Zwielicht verästelte Kronen zu schwarzen Haufen zusammenmäht!
Wie drüber das tückische Grauen schwillt und sich bläht!
Böse entstieg den Wäldern ein giftiger Hauch,
Der Laut und Leuchten erstickte im irrenden Rauch.
Atemlos lauscht mein Herz, das flatternd und ängstlich geklopft,
Es ist, als ob langsam aus allen Adern meint Blut in den samtnen Sandweg tropft.

Und die zur Seite mir schreitet, die schwarz verschwommne Gestalt,
Die an mir zerrt und zieht mit zäher Gewalt,

Mit Knochenfingern meiner Seele fiebernde Falten
befühlt,
Mit verborgenem Blick meine Sinne zerquält und
zerwühlt, —
Bist du, bist du das noch? Du lähmst den Herz-
schlag mir!
Das bist du nicht! Nein, nein! — Ich fürchte mich
vor dir!

Was ist dein Blick noch jetzt auf mich gewendet,
Der mich mit falschem Heil'genschein umsäumt,
Wo dich der niedrigste Gedanke in mir schändet,
Und wider dich in grellem Hohn sich bäumt?

Doch eines dank ich dir: daß du die Tiefen,
Die stumm geruht, mit leichtem Schritt geweckt:
Die wilden Ströme, die gebändigt schliefen,
Sie brachen durch das Eis, das sie bedeckt,

Und schamlos schäumend, zischend schießen
Sie vorwärts, die befreite Schlangenbrut,
Den ganzen Erdball würgend zu umschließen
Mit ihrer Riesenleiber weißer Flut.

Im Wahnsinn wälzen sie die Wassermassen,
Den Gischt dem Himmel ins Gesicht zu spei'n:
Im Meer, im Sturm, im Steine kann ich dich nur hassen
Und haff' die ganze Welt in dir allein!

Nun gehn die Sommertage kalt und grau
Durch unser Tal, das scharfer Wind durchweht;
Mit Feindesaugen blickt der Tropfentau
Uns tausendfältig an von Blatt und Beet.

Die roten Früchte reifen uns am Strauch,
Verbittert, die kein Sonnenkuß begehrt,
Von düstren Dächern ringelt Schlangenrauch
Sich tief zur Stadt, die seinem Weg nicht wehrt.

Die Sonne starb, der Sommer losch uns längst,
So kalt und steinern blickt das Julilicht,
Du bist so fremd mir, wenn du mich umfängst,
Und deines Blutes Fragen hör ich nicht.

Wohl deckt noch dunkles Sommerlaub das Land,
Ich wandre treu mit dir durch graue Zeit,
Der gleiche Nebel netzt uns das Gewand —
Doch meine helle Liebe liegt so weit!

Der Nebel reckt sich drohend auf und schwillt
Und drängt sich in das buchengrüne Tal,
Die Wälder taumeln windverwirrt und fahl,
Durch die sein giftig-weißer Odem quillt.

Die Gärten beben unter seinem Fluch
Und werfen ihre Blütenkleider ab,
Der Nebel kriecht an jedem Hang hinab
Und schnürt das Licht in kaltes Leichentuch.

Und alle Sehnsucht, die ich dir geweiht
Und dir mit heil'ger Hand gehütet, lischt,
Des Regens grauer Greisenfinger wischt
Den letzten Schmelz von meiner Einsamkeit.

Den Tropfen fühle ich, der kalt und schwer
In bebend aufgeschlossne Blüten sinkt
Und ihres Duftes heißen Odem trinkt,
Und weiß es heut: ich liebe dich nicht mehr!

Nun stirbt mir deine Stimme in der Nacht,
Geliebter du,
Von allen Lichtlein, die du mir entfacht,
Ruft keins mir zu.

Ich schreite schweigend: meine Hand entglitt
Der deinen lang,
Als noch getreu auf stein'gem Pfad dein Schritt
In meinen klang.

Und aller deiner lieben Gaben Last
Trag ich mit mir,
Und küsse nicht, in Abschiedsharm und Hast,
Die Lippen dir,

Nein — beuge mich nur tief auf deine Hand,
Geliebter du,
Und schreite fremdem, hartem Hügelland
Vereinsamt zu.

Aus schroffer Bergen eisigklarer Luft
Stürzst du, mein Strom, hinab in dumpfe Kluft,
Und wirfst dich wild zu grünen Wogen auf,
Die laut, im groll- und gischtgehetzten Lauf
Mit weißen Fäusten an die Felsen schlagen.
Ruhlos mußt du durch starr Gestein dich nagen,
Bis dir die Höhn die Tore rings entriegeln,
Und sich das Land im Lichtglanz weit erschließt.

All deiner Wellen wilder Kampf verfließt,
Du wirst so sanft, daß tief in müder Au
Sich hohe Sterne dir im Busen spiegeln.
Du gehst durch junges Land, durch ernster Städte Bau,
Und trägst ihr düster Bild in deinem Blut,
Verströmst in tät'gem Dienst unmerklich deine Flut,
Bis du erlöst, von eigner Fülle schwer,
Eingehst ins offne, blaubeglänzte Meer,

Das dich aufs neu zu wilden Wogen bäumt
Und gen das Land, dem euer Blut entquoll
In ruhelosen Rhythmen schäumt,

Mit Schmeichelschlag und wilder Wogen Groll
Aus allen Fernen hin zum Lande schweift,
Mit tausend Armen, wild und sehnsuchtsvoll,
Es zu erfassen sucht und nur begreift.

Ein lautrer Tag, der über eis'ge Firne
Hell strahlend stieg, mit wolkenloser Stirne, —
Ein Tag erglomm, der auf den Bergen brannte,
Und jeden Strom zum Spiegel sich erkor,
Und jedes Tal, im Lichte singend, sandte
Der heißen Wiesen Opferduft empor.
Blau brennend wölbten sich die reifen Stunden
Auf dunklen Schluchten über stummen Schrunden.
Kein Lüftchen wagte sich im Land zu regen,
Das lichtgeküßt im heißen Mittag lag,
Doch meine Seele glühte dir entgegen,
Vergaß getürmter Wände Troß — ein Tag,
Der sanft sich zugeneigt im Sterbescheine
Ergrautem Grat, vergletschertem Gesteine,
Daß es erglühend sich im Abend hob,
Der Tal und Tann mit Veilchenatem füllte,
Bis kühle Nacht die grünen Schleier wob,
Und Sterngewirk die Schroffen weich verhüllte.

Wandernde Wolken

In lautren Feuern brennen hin die Stunden,
Weiß fließt das Licht im blauen Himmelshauche,
Die Erde, daß sie all die Glut verbrauche,
Liegt heiß und still, vom Reifeflor umwunden.

Ob ich wohl deine schmale Spur gefunden,
Erst wenn die volle Frucht sich löst vom Strauche,
Der Nächte Fülle sinkt im Nebelrauche,
Und reifberührte Rosen nicht gesunden?

Noch wandr' ich unter brechend schweren Zweigen
Einsame Straßen durch die Juligluten,
Um wälderdunkle Höhen zu ersteigen,

Auf deren Haupt nie deine Blicke ruhten
Und sehe stumm, im kühlen Abendschweigen,
Die große Sonne langsam sich verbluten.

Eisgraue Gipfel ragen in der Runde,
Bergtief schmiegt spiegelnd sich im glimmend-glatten
Smaragdnen Schein der See. Ihr Riesenschatten
Raubt ihm das Licht, und füllt ihn bis zum Grunde.

Zerfurcht, mit rotem Rinnsal alter Wunde,
Vergletschert steigt auf steil gestürzten Platten
Der Berg empor, und mit den Wolken gatten
Sich eisbedeckt und einsam Schroff und Schrunde:

Weiß du, warum ich wieder dein gedenke,
Und wie sich windstill und verträumt mein Leben
In Stille schließt, daß es sich ganz dir schenke,

Und lauscht, dem Ernst der Höhen hingegeben,
Daß sich dein großer Schatten in mich senke,
Um tief verklärt dein Bildnis aufzuheben?

Ich stand vor meiner Sehnsucht goldnen Toren
Und schrak zurück, von ihrem Glanz geblendet:
Dem Alltagsfron ist unser Glück verpfändet
Und wird erstickt in seinen Spinnwebfloren.

Die Schönheit, die du lächelnd dir erkoren,
Verfällt, zum Staube das Gesicht gewendet,
Dem Tritt der Tage, der sie schleichend schändet,
Und der Erfüllung Rausch ist uns verloren:

Denn sinken einst auch deines Blickes Strahlen
In meiner Augen dunkle Brunnen nieder. —
Fremd wird dein Bildnis sich in ihnen malen.

Im Schmerz um dich welkt mir der Glanz der Glieder,
Und reißt dein Arm mich einst aus Kampf und Qualen,
Du findest doch, die du geliebt, nicht wieder!

Du siehst mich schön und stolz in deinen Träumen,
Wie einst, da wilde Tage uns umwarben,
Weißt du, wie in den eiserstarrten Räumen
Der Einsamkeit mir alle Gluten starben?

In Stürmen, die nur deinen Namen nennen,
Ist meines Haares weicher Glanz verflogen,
Und meine Augen wirst du nicht mehr kennen,
Die Schmerz um dich mit blasser Spur umzogen.

Vereinsamt wandelst du in fremdem Lichte.
Ich suche dich, der all mein Glanz gewesen,
Und zittre doch, auf deinem Angesichte
Einst dieser Tage dunkle Schrift zu lesen.

Durch die grauen Wälder meiner Heimat,
Wo der Regen durch die Täler schleicht,
Durch die grauen Wälder meiner Heimat,
Wo die Kälte späte Blüten bleicht,

Durch die grauen Wälder meiner Heimat,
Wo der eis'ge Fluß durch Felsen schießt,
Führt durchs Dunkel endlos meine Straße,
Die der Riesentannen Nacht umschließt.

Durch die starren Wipfel meiner Wälder,
Tropft das Dunkel kalt und schwer und sacht — —
Heißer Zeit denk ich am hellen Meere,
Heißen Leuchtens, das mich licht gemacht.

Durch die starren Wipfel meiner Wälder
Schien und losch ein wolkenfeuchter Stern . . .
Durch das trübe Dunkel meines Weges
Denk ich deiner, der mir fremd und fern.

Um mein weißes Haus, im singenden Morgen-
wind
Entblättern sich sanft und zitternd die Rosen,
Die Rosen,
Die im späten Herbstschein erglommen sind.

Um mein einsam Haus, auf stillen Feldern
umher,
Verwelken bleich und duftlos die Tage,
Die Tage,
Die einst von brennenden Düften so schwer.

Am weißen Tor streut wieder der Vogelbeerbaum,
Blutrote Tropfen zum Staub. Sagen sie,
Klagen sie:
Das Tor fand Einer verschlossen im Sonnwend-
traum?

Im alten Park, den schon der Gärtner ver-
schloß,
Fallen die Früchte herab, deren Blüten
Deren Blüten
Mein Aug nicht sah, meine Hand nicht begoß.

Um mein steinern Grab, drein des Himmels Träne
nur floß,
Wehn Blätter einmal, wehn meines Freundes Lieder,
Die Lieder,
Die meine Hand nicht gehütet, denen mein Herz
sich verschloß.

Ein grauer Nebelflor bedrückt die Welt,
Herbstkühle hat mit Tropfen mich betaut,
Mein ferner Freund,
Noch immer kam von dir kein lieber Laut.

Der See liegt längst erstarrt zu glattem Glas,
Von feuchten Flecken blind und trüb behaucht —
Mein ferner Freund,
Ob nie der Sonne Bild in ihn mehr taucht?

Rings um mein Haus schwillt goldner Wälder Kranz,
Zu schwermutvoller Glut entfacht . . .
Mein ferner Freund,
Hörst du? Die späten Wälder weinen sacht.

Am Zwielicht erstickt der verängstete Tag,
Der Wind peitscht die Wege mit eisigem Schlag,
Angstvoll und drohend winkt endloses Gras,
Alle Wege sind dunkel und regennaß,
Alles Land befiel die vernichtende Glut —
Warum weiß ich nicht, ist mir mein Liebster noch gut?

Ich bin voller Schuld und bin voller Leid,
Ich weiß mir meinen Liebsten so weit,
So weit als die Wolken vom Wasser sind,
Doch zwischen uns weht und wandert kein Wind,
Am Himmelsrand steht eine zuckende Glut —
Warum weiß ich nicht, was mein Liebster jetzt tut?

Die Leitungsdrähte erstöhnen bang,
Unheil, Unheil ächzt drinnen entlang,
Mit drohender Kunde laufen sie fort
In das endlose Land, das im Dunkel verdorrt.
Da liegt jetzt ein Schein, wie geronnen Blut —
Warum weiß ich nicht, wo mein Liebster jetzt ruht?

Jetzt liegst du krank und siech und bist von mir verlassen,
So daß die Qual sich an dein Lager schleicht,
Jetzt liegst du elend, und in Not und Wunden
Und ich kann deine arme Hand nicht fassen,
Die dumpfer Schmerz und zehrend Fieber bleicht.

Ich bin dir fern, an schlimmen Tag gebunden
Und hasse meine unbarmherzigen Glieder,

Und wähne doch, ich dürfte zu dir eilen,
Durch Nacht und Not und Qualm und Rauch
Und neigt' auf deinen armen Leib mich nieder,
Und wollte alle deine Wunden heilen
Und allen Schmerz, mit meines Mundes Hauch!

Credo

Im Sturm erschließt sich mein vergessnes Land,
Blind und gepeitscht von kalten Regengüssen,
Die Windsbraut zaust des Waldes welk Gewand,
Er windet wild sich unter ihren Küssen —

Heut starb die Stadt mir erst am Himmelsrand,
Wo mir noch einmal, Freund, dein Bild entschwunden,
Das mir als fernster Tage Glanz erstand:
Heut hab ich mich, mein Freund, zu dir gefunden.

Wie wilde Flügel flattert mein Gewand,
Und Wiesengras und Föhrenkronen beben:
Der Sturm jauchzt über mein verloren Land
Und ruft, und ruft das junge Leben.

Starr wäre ich und stolz von dir gegangen,
Daß rückwärts deine Blicke machtlos prallten,
Vom blanken Schild des Hasses aufgefangen.
Hättst du mich nicht so festgehalten,
Und hätte nicht so ehern deine Rechte
Mit hartem Griff mein Handgelenk umspannt,
Daß rot und züngelnd sich der Schmerz drum wand.

Um meiner Adern wild und wirr Geflechte,
Drin bis zum Springen sausend Blut gesiedet,
Hat deiner Finger Druck den Reif geschmiedet,
Aus Flammenerzen, welche nie erkalten.

Und doch: ob Tropfen Bluts mir von den Lippen
sprangen:
Ich wäre starr und stolz von dir gegangen,
Hättst du mich nicht so festgehalten!

Der Tag, der kalt und klar am Himmel stand,
Verflammte wild in feuerfarbnen Gluten,
Auflodernd in gewaltgem Sehnsuchtsbrand,
Sich voller Weh und Jauchzen zu verbluten.

Er ritzte seiner Adern bleiche Bahn,
Daß ihren dunklen Purpur sie ergossen,
Und Erd und Himmel schienen sich zu nahn
Vom gleichen, übermächtgen Glanz umflossen.

Wir schritten über winterkahles Land,
Das schwarz und kalt vom eis'gen Tritt der Nächte.
Fern, vor des Himmels gelbem Glase stand
Entlaubter Kronen feinverzweigt Geflechte.

Tief schritten wir in Gold und Glut hinein
Durch nacktes Feld auf eiserstarrten Wegen,
Die Stirn geküßt vom samtnen Widerschein,
Dem fremden Lichte willenlos entgegen.

Jetzt schreitet sacht um unser schlummernd Haus,
Das hell und weiß im blauen Morgen liegt,
Die junge Sonne, daß des blanken Tau's
Glashell Geschmeid sich in ihr schleppend Goldhaar
schmiegt,
Und küßt mit heißem Mund die Rosen wach,
Die in verschlafnem Reigen ringsum blühn.
Sie weckt ein frühes Vöglein unterm Dach
Und heißt die Fenster blanke Sterne sprühn,
Weil in das eine, das der Nacht weit offen stand,
Der Wind, der voller Neugier sich erhob,
Hineingelugt, und mit der losen Hand
Den weißen Vorhang auseinanderschob!

Durch die Morgenluft rieselt ein heimliches Lachen,
Um Blätter und Blüten spielt das Erwachen —

Das Haus liegt noch im Traum und rührt sich nicht.

Die Sonne schreitet sacht durch Rosenhecken
Um nicht das Glück, das drinnen schläft, zu wecken.

Weiße, taumelnde Schmetterlingsschwärme
Von Akazienblüten machen uns blind,
Kornfelder atmen in süßer Wärme,
Silbern verwehend wiegt sie der Wind.

Alles Singen und Sieden der Sommerstunden,
Alle Güte des Himmels, der brennend blaut,
Und das Glück, das Glück, das wir gefunden,
Klingt auf in jubelndem Lerchenlaut.

Wir fassen des Lebens heilige Wärme:
O gib, daß der Weg uns gesegnet sei!
Weiße kosende Schmetterlingsschwärme
Von Akazienblüten flattern vorbei.

Und unser liebes kleines Haus liegt weit
Im grauen Herbsttag, einsam und verschlossen,
Und doch glühn hell noch, wie zur Sonnenzeit,
Die gelben Blumen dort an breiten Wegen,
Auf die des Weinlaubs rotes Blut geflossen.

Und über Felder, die ergraut vom Regen,
Entschlüpft nur selten noch ein Sonnenstrahl
Den Wolken, die in finsterm Heerbann ziehn,
Und läuft bis in den kleinen gelben Saal
Und huscht durch schwarzen, schlafenden Kamin,
Wo uns in sturmdurchjauchzter Frühlingsnacht
Ein flammend Feuer heiß und hell geloht —.

Dort saßen gestern wir, als um uns sacht
Die stille Herbstesdämmerstunde schwieg,
Und blickten in der Glut verscheidend Rot,
Und wärmten die vom Herbstwind starren Hände
Am Hauch, der warm der Asche noch entstieg,
Als längst das wilde Flammenspiel zu Ende.

Die nächtge Ebene unter uns verschwimmt
In einem dichten Tuch aus grauem Rauch
Darin der Städte Lichterschmuck verglimmt, —
Kühl bläst uns an der Höhen klarer Hauch.

In blassem Band sehen wir die Straße steigen,
Drauf der Laterne Lichtschein seltsam zuckt,
Die schwarzen Bauernhäuser, tief geduckt
In Schnee und Dunkel, blinzeln in das Schweigen

Mit gelben Augen schläfrig trägt hinaus.
Das Glöcklein, das geplaudert silberzart,
Verloren wir auf wilder Morgenfahrt.
Nacht deckt den hohen Hang, wo unser kleines Haus,

Um das die Winterwinde heulend gehen,
Sich an die breite Brust der Felsen schmiegt,
Vom dunkeln Arm der treuen Nacht gewiegt.
Eis-Riesen gleich die Berge um uns stehen,

In finstrem Drohen starrt des Waldes Wand,
In dem der Sturm die stärksten Kronen brach,
Die nackte Kälte hockt am Felderrand
Und schaut uns stumm mit großen Augen nach:

Zu dem erloschnen Haus auf dunkler Ferne
Klimmt hoch der Pfad durch klirrend kalte Nacht,
Doch durch entlaubte Kronen rieseln sacht
In lautlos lichten Schauern stille Sterne.

Von samtenem Veilchenhimmel umschlossen,
Schmiegt sich in den Abend ein weißes Haus,
Die Fenster von goldenem Lichtschein durchflossen,
Schaut es nach fallenden Sternen aus.

Die Lebensbäume stehn wie Zypressen,
Auf mürbe Blätter senkt kühl sich der Tau,
Durchs Goldlaub wandern, durch mildes Vergessen,
Ein alter Mann, eine alte Frau.

Um ihre gesenkten Stirnen spann
Sich ein Fädlein Marienseide,
Sie schreiten die traurige Treppe hinan:
Sag, sind das — wir beide?

Ein rieselnder Schleier von goldenem, fallendem Laub
Treibt im grauen Wind durch den einsamen Park.
Der Birken krauses Gelock, drin flüsternder Schatten einst sich verbarg,
Neigt sich in lichten Strähnen zitternd zum feucht-grauen Staub.
Über den weiten Rasen in düsterer Glut
Der Buchen braunrot brennende Fackeln lohn.
Auf stillen, blätterbedeckten Pfaden steht schon
In breiten Lachen ihr dunkeles Blut.
In getürmter Eichen zackigem, brandigem Kleid
Fängt sich in heiserem Flehen der Wind.
In dünnen Silberschnüren des Regens rinnt
Auf die Blätter ein kaltes Totengeschmeid.

Und heut stehn wir draußen, vor festverschlossenem Tor,
Und rütteln am eisernen Gitter die Hände uns wund,
Und drinnen durchstickt, wie immer, gleichgültig und bunt,
Das wehende Laub des Nebels fallenden Flor.
Und wir stehen draußen, erbittert und bleich,
Von der letzten, heimischen Stätte verbannt,

Vertrieben, verstoßen! —
Nun gib mir die Hand!
Gib du die Hand mir! Ich weiß, daß sie weich
Und warm meine bebenden Finger umschließt.

Nun wandern wir fort in die windige Welt,
In die kein Sonnenstrahl aus der Heimat mehr fällt,
Die hinter uns im grauen Dunst verfließt.
Ich wandre mit dir und ließ, was einst ich ersehnt
und ersah,
Und ob auch heiß ein Quell aus den Augen mir
bricht:
Ich lächle hindurch und suche dein Angesicht
Und schreite stolz: ich weiß, du bist mir nah.

Inhalt

Steinige Straße

Wandernde Wolken

Credo

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.

